



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kaemmel, Otto: Alte und neue Weltpolitik : Festrede zum Geburtstage des  
Kaisers

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Alte und neue Weltpolitik

Festrede zum Geburtstage des Kaisers von Otto Kaemmel

**A**m 18. Januar waren dreißig Jahre verstrichen, seitdem im Spiegelsaal des stolzen Königsschlusses von Versailles, vor den Thoren des belagerten Paris, König Wilhelm von Preußen zum deutschen Kaiser ausgerufen, und damit das Deutsche Reich in modernen bundesstaatlichen Formen erneuert wurde, und zweihundert Jahre waren seit demselben Tage vergangen, da sich an der Grenze deutscher Erde, in Königsberg Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg die Königskrone auf das Haupt setzte, in stolzer Unabhängigkeit von jeder geistlichen und weltlichen Gewalt. Weit hinter uns liegen heute die Tage des Kampfes um die Grundlagen unsrer Gesamtverfassung, und was uns Altern vor dreißig oder vierzig Jahren der Gegenstand erst heißer, zorniger Sehnsucht, dann höchster Freude war, das Deutsche Reich, das ist für das jüngere Geschlecht längst etwas Gewöhntes und Selbstverständliches geworden, und kaum denkt es noch daran, wieviel Arbeit und Mühe haben daran gesetzt werden, wieviel Blut und Thränen haben fließen müssen, ehe die Kaiserkrone geschmiedet war. Heute trägt sie schon das Haupt des dritten Kaisers, und seinen Geburtstag begehn wir heute zum zwölften mal. Und was ist unsre Gabe an diesem Tage? Was wir nicht nur heute sondern alle Tage dem Kaiser schenken sollen, und was er von seinem Volke fordern darf, das ist Vertrauen zu ihm und Verständnis seiner Art.

Wir dürfen es uns nicht verhehlen, daß beides, das Beste und Höchste, was ein Volk seinem Herrscher schenken kann, ihm heute noch nicht im vollen Maße zu teil geworden ist, ja daß es ihm auf mancher Seite geradezu verweigert wird. Eine oft genug kleinliche, sich an Nebendinge heftende, jeder Bescheidenheit entbehrende, auf mangelhafter Sachkenntnis beruhende und doch hochmütig absprechende Kritik macht sich in einem Teile unsrer Tagespresse breit und verwirrt die vielen Tausende von Lesern, die nicht imstande sind,

sich ein selbständiges Urteil über schwierige Fragen zu bilden. Für ältere Zeitgenossen hat das allerdings nichts Befremdliches. Sie kennen unser Volk genug, daß sie sich sagen können, seine oft geradezu unausstehliche Tadelsucht sei die Rehrseite unsers starken Einzelbewußtseins, also eines unsrer Vorzüge, und sie erinnern sich, allerdings ohne jede Freude, ja nicht ohne Beschämung, daran, wie lange Jahre Wilhelm I. und Bismarck verkannt, verhöhnt und leidenschaftlich bekämpft wurden, als sie an dem Werke schufen, das am 18. Januar 1871 in Versailles zu glorreicher Vollendung kam. Da die Menschen im allgemeinen nur von dem lernen, was sie erleben, von der Geschichte früherer Zeiten sehr wenig oder nichts, so ist diese Erfahrung für die meisten Deutschen von heute einfach nicht vorhanden, und das damalige Verhältnis wiederholt sich, nicht zu unserm Ruhme. Aber seien wir gerecht. Es giebt damals wie heute manche Dinge, die das Verständnis erschweren. Wir konnten uns das Deutsche Reich nicht denken ohne Fürst Bismarck, und wir erlebten es, daß er kaum zwei Jahre nach dem Tode seines geliebten „alten Herrn“ entlassen wurde. Man sah darin damals ohne weiteres Umdank und überspanntes Selbstgefühl eines jungen Monarchen; das war menschlich, aber falsch. Obwohl uns, die wir diese erschütternden Märztage des Jahres 1890 selbst tief erschüttert erlebt haben, ein unbefangenes wirklich historisches Urteil noch nicht möglich ist, auch die bisher veröffentlichten Aktenstücke noch nicht zu einem solchen hinreichen, so kann man doch — und mehr als ein Zeugnis von Männern spricht dafür, die den Dingen damals ganz nahe gestanden und zu den wärmsten Bewunderern des Fürsten Bismarck gehört haben — sich der Überzeugung nicht verschließen, daß sich hier eine Entscheidung von echter, weltgeschichtlicher Tragik vollzogen hat, der Zusammenstoß zweier gleich starker, von gleich starkem Selbstgefühl und Pflichtbewußtsein erfüllter Charaktere, der in einem wirklich monarchischen Staatswesen nicht anders enden konnte, als er geendet hat. Aber noch mehr. Wir erlebten es, daß auf den Großvater fast ohne Vermittlung der Enkel folgte, also gerade die Generation, die unter Wilhelm I. das neue Reich geschaffen hatte, auf dem Kaiserthron aussiel, und daß oben-drein dieser Enkel von dem Großvater in seinem Charakter außerordentlich verschieden war. An Stelle eines ehrwürdigen Greises von einer alle andern weit überragenden Erfahrung, die fast über drei Menschenalter hinwegreichte, von einer imponierenden, schwer errungenen Autorität, von selbstbewußter, aber ruhig-gemessener Haltung, die sich niemals etwas vergab, jedem seinen Platz anwies und sich nur dann zum Reden herbeiließ, wenn und soweit es unbedingt erforderlich war, von schlichter, wesentlich militärischer, ganz und gar im altpreußischen Wesen wurzelnder Art, die sich erst nach schweren innern Kämpfen in die neuen deutschen Aufgaben hineinfand, trat ein junger Herr, der die deutschen Einheitskriege nur als Knabe erlebt hatte, in dem starken Selbstbewußtsein einer großen, ruhmvollen Dynastie und der ererbten Würde wie in dem lebendigen Pflichtgefühl dem Großvater ähnlich, aber noch ohne große Erfahrung, feurig, energisch, rasch entschlossen, von dem Drange erfüllt, was

ihn innerlich beschäftigt, offen und rückhaltlos auszusprechen und in die Kämpfe des Tages persönlich einzugreifen, sich überall ein selbständiges Urteil zu bilden, vielseitig gebildet, kunst- und prachtliebend, und so stolz er auf seine Märker ist, doch vor allem deutscher Kaiser. Wir hatten uns gewöhnt, in Kaiser Wilhelm I. das Ideal eines deutschen Kaisers zu sehen, und plötzlich trat uns diese so völlig anders geartete Persönlichkeit an derselben Stelle gegenüber. Kein Wunder, daß viele sich nicht in sie hineinzufinden wußten, also ihr auch nicht gerecht werden konnten und können. Aber die Pflicht derer, die Führer des Volks sein wollen, der Gebildeten, ist es trotzdem, diesen Charakter zu verstehen, den die Ausländer im ganzen viel besser würdigen als wir, vielleicht weil sie ihm ferner stehn. Denn Wilhelm II. ist heute kein Jüngling mehr, er ist ein Mann von fest ausgeprägter Art, und er ist Monarch. Wir dürfen nicht verlangen, daß er, der deutsche Kaiser und König von Preußen jeder populären Strömung nachgebe, wenn er nach Pflicht und Gewissen anderer Meinung ist. Wir haben doch in Deutschland Gott sei Dank die lebendige auf sich selbst ruhende Monarchie, nicht ihr parlamentarisches Zerrbild, und wir wollen sie uns mit Gottes Hilfe auch bewahren. Gemäß dieser Monarchie trägt der Kaiser nur vor Gott die Verantwortung. Er fühlt diese Verantwortung in ihrer vollen Wucht, darum will er nichts als das Beste seines Volks, und er strebt danach in heißem, leidenschaftlichem Drange, in der angestrengtesten Arbeit, die kein Ausspannen erlaubt, mit dem reinsten, redlichsten Willen, als des Staates erster Diener.

Mit klarem Blick hat er das Ziel erkannt, auf das die Nation hinstreben muß, wenn sie nicht verkümmern will: den Anteil an der Weltherrschaft der weißen Rasse. Die Zukunft wird es dereinst als eine weltgeschichtliche Fügung erkennen, daß in dem Augenblick, wo die Notwendigkeit einer deutschen Weltpolitik unabweislich hervortrat, ein junger Herrscher das Szepter führte, der, nicht befangen in den Traditionen kontinentaler Politik, mit freiem Blick die neue Lage erfaßte und trotz der verständnislosen oder ablehnenden Haltung weiter Volkskreise, unbeirrt durch alles Gerede von „uferlosen“ Plänen und phantastischer „Romantik“ danach handelte. Jetzt erkennen wir, daß das Ruhmesjahr 1870/71 nicht nur der Abschluß einer kampferfüllten Vergangenheit gewesen ist, sondern daß es uns auch das Thor geöffnet hat, wills Gott zu einer großen Zukunft. Unvergeßlich wird und soll uns die moderne Heroenzeit unsers Volks bleiben, aber wir sollen uns nicht selbstgefällig in ihrem Glanze spiegeln, sondern uns klar machen, daß wir damals nur das Selbstverständliche und Unentbehrliche, was ein Volk erst wirklich zur Nation macht, sehr spät, vielleicht zu spät errungen haben, ein nationales Staatswesen; daß wir erst seit dreißig Jahren in eine wirklich deutsche Politik eingetreten sind, und daß wir unter den Weltmächten noch keineswegs mit in der ersten Reihe stehn.

Aber wenn wir unter ihnen wenigstens unsern Platz genommen haben, „unsern Platz an der Sonne,“ wenn unsre „gepanzerte Faust“ jetzt bis in den fernsten Osten reicht, so nehmen wir in modernen Formen und in neuem

Geiste nur das wieder in Anspruch, was jahrhundertlang der Ruhm und Stolz unsers Volks war. Denn schon einmal, auf seiner mittelalterlichen Höhe, ist Deutschland als Weltmacht aufgetreten. Und so mag es heute, am Geburtstage des Kaisers, am Plage sein, die alte und die neue Weltpolitik zu vergleichen.

Auf die Streitfrage über die Bedeutung der mittelalterlichen Kaiserpolitik für die politische Entwicklung Deutschlands einzugehen, ist hier nicht der Ort. Aber das muß hier wenigstens ausgesprochen werden, daß das abfällige Urteil, das Heinrich von Sybel über die Kaiserpolitik gefällt hat, kein objektiv historisches ist, sondern das Ergebnis einer über das Scheitern der nationalen Hoffnungen von 1848/49 tief verbitterten, pessimistisch gestimmten Zeit, die den politischen Niedergang der Nation aufs schmerzlichste empfand und nach seinen Ursachen suchte. Heute, wo diese Hoffnungen glänzend erfüllt sind, wo wir also den Stachel, der in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in uns bohrte, nicht mehr empfinden, heute können wir unbefangener über unsre Vergangenheit urteilen, und wir haben uns zugleich an einen weitem Gesichtskreis gewöhnt. Wenn unsre mittelalterlichen Kaiser nicht vermocht haben, ihr großes europäisches Zentralreich festzuhalten, so haben sie dasselbe Schicksal gehabt wie die Kreuzfahrerstaaten in Syrien und die Herrschaft der englischen Könige in Frankreich, Staatenbildungen, von denen schon am Ende des Mittelalters kaum eine Spur mehr übrig war. Die Gründe liegen in der lockern Struktur aller mittelalterlichen Staaten, für die Kaiserpolitik besonders noch an dem Grundfehler der deutschen Verfassung, an dem Mangel eines erblichen Königtums gegenüber erblich gewordenen Beamten und Vasallen, der wieder der Hauptsache nach auf der Kurzlebigkeit unsrer Königsgeschlechter und in der Wurzelhaftigkeit unsers hohen Adels beruht. So ist denn auch die Wendung zum Verderben nicht von der Herrschaft über Italien ausgegangen, sondern von den Thronkriegen nach dem Tode Heinrichs VI. 1197, die in Deutschland ihren Ausgang nahmen und Italien überhaupt wenig berührten. Die verhängnisvollsten Zugeständnisse an deutsche Landesherren hat in diesem Gedränge schon der Welfe Otto IV. gemacht; der vielgescholtne Hohenstaufe Friedrich II. hat sie später nur bestätigt und erweitert.

War die mittelalterliche Kaiserpolitik nach den Verhältnissen der Zeit ebenso berechtigt wie irgend eine andre Politik, die über die Grenzen der Heimat und des eignen Volkstums hinausführte, so walten doch zwischen ihr und der modernen deutschen Weltpolitik tiefe Gegensätze ob. Zunächst in den Zielen. Die deutsch-römischen Kaiser erstrebten durchaus keinen Nationalstaat, denn dieser Begriff war damals noch gar nicht vorhanden, weil es noch keine scharfgeschlossenen Nationalitäten gab; sie wollten die Wiederherstellung des karolingischen Reichs, das ihnen wieder als eine Erneuerung des weströmischen erschien, die politische Vereinigung der christlichen Kultur des ganzen Abendlandes, also praktisch die Vereinigung Mitteleuropas unter dem Kaisertum und damit zwar nicht gerade die Unterwerfung dieser Völker unter die

Deutschen, da von deren rechtlicher Überordnung über die andern Völker so wenig die Rede war, wie heute im russischen Reiche von einer Überordnung der Russen über die andern Stämme, wohl aber die Vormachtstellung des deutschen Reichs, den Vorrang für sich selbst vor allen andern Herrschern der abendländischen Christenheit, die ihre Vasallen waren oder doch sein sollten. Ihr Ideal war also nicht auf deutschem Boden erwachsen, sondern beruhte auf einer fremden Tradition.

Wie anders heute! Das heutige Deutschland hat auch an eine mächtige, ruhmvolle Tradition angeknüpft, eben an sein altes Kaisertum. Ja man wird sagen dürfen, daß die Notwendigkeit, das Reich zu erneuern, den breiten Volksschichten ohne diese Erinnerungen nicht so eingeleuchtet hätte, wie es geschehen ist; nur dieser Tradition verdanken wir den populären Kaisertitel, der zugleich der einzig mögliche war, nachdem sich die mächtigsten, die weltlichen Kurfürsten in Könige verwandelt hatten; nur auf dieser Erfahrung beruht die Erblichkeit der neuen Kaiserwürde und damit ihre unzertrennliche Verbindung mit dem mächtigsten deutschen Staate, Dinge, die noch 1848/49 auch von so edeln Patrioten wie L. Uhland heftig bestritten worden sind. Aber die Ziele des neuen Kaisertums sind nicht die des alten. Unsrere mittelalterlichen Kaiser führten ihren Titel von Rom, unser jetziges Reichsoberhaupt nennt sich mit einer ganz neuen Titulatur schlechtweg Deutscher Kaiser. Damit ist der streng nationale Charakter des neuen Kaisertums klar und deutlich ausgedrückt, darin liegt ein bewußter und rückhaltloser Verzicht auf jede Herrschaft über andre Völker des europäischen Kreises. Ja das neue Deutschland wurde nur dadurch möglich, daß es auf Deutsch-Österreich verzichtete, nachdem schmerzliche Erfahrungen bewiesen hatten, daß seine Einfügung in einen deutschen Bundesstaat undenkbar war, und seitdem ist nicht der leiseste Versuch gemacht worden, mit Ansprüchen auf Österreich, Belgien, Holland und andre Gebiete deutscher oder verwandter Nationalität, die doch alle einst zum alten Reiche gehörten, hervorzutreten. Was eine ferne Zukunft bringen wird, wer kann das wissen? Aber durch feurige Reden und Wünsche wird sie nicht heraufbeschworen; nur das Bewußtsein des nationalen Zusammenhangs mit den Volksgenossen jenseits der Reichsgrenze zu pflegen und zu beleben kann unsre Aufgabe sein. Die Ziele unsrer neuen Weltpolitik liegen also nicht in Europa, sondern jenseits des Meeres; unsre Zukunft als Weltmacht liegt auf dem Wasser! Aber der Ausdruck „Weltmacht,“ „Weltreich“ hat heute einen ganz andern Sinn als früher; ein modernes Weltreich hat nichts mehr von der Ausschließlichkeit, die früher diesem Begriffe anhaftete. Die antiken und die mittelalterlichen Weltreiche wollten alle innerhalb des Kulturkreises, den sie übersahen, allein herrschen. Darum ist dem gesamten Altertum eine Gesellschaft selbständig und gleichberechtigt nebeneinander stehender Staaten unbekannt; es hieß immer Amboss sein oder Hammer, bis der stärkste Staat sie alle beherrschte. Im Mittelalter standen sich auf demselben Boden der christlich-abendländische und der mohammedanisch-morgenländische Kulturkreis in grundsätzlicher Feindschaft

gegenüber; keiner erkannte die Berechtigung des andern an, jeder hätte den andern überwältigt, wenn er die Macht dazu gehabt hätte, und that es, soweit er konnte; es gab also thatsächlich und prinzipiell nur Waffenstillstände zwischen ihnen, nicht Friedensschlüsse. Wie anders heute! Keine moderne „Weltmacht,“ auch das stärkste und umfanglichste Reich, auch England und Rußland nicht, will und kann die Welt, d. h. jetzt wirklich den Erdball, für sich beherrschen; es kann sich nur um einen größern oder kleinern Anteil an der Erdoberfläche handeln, und es handelt sich dabei nicht nur um die politische Herrschaft über fremde Gebiete, sondern mindestens ebenso sehr oder noch mehr um den Anteil am Welthandel, an der Weltwirtschaft. Nur die Mächte, die außerhalb ihres heimischen Erdteils Kolonien in irgend welcher Form und Stützpunkte für ihre Schiffahrt haben, und deren Verkehr den Erdball umspannt, sind heute Weltmächte, und diese Mächte sind bis auf eine alle europäisch und europäischer Abkunft alle, denn die Herrschaft über die Welt gehört heute der weißen, genauer genommen der arischen Rasse und der von ihr vertretenen christlichen Kultur. So rasch hat sich diese Entwicklung vollzogen, daß schon heute, am Eingange des zwanzigsten Jahrhunderts, die Stellung auch der europäischen Mächte von ihrer Weltstellung und den Mitteln, sie zu behaupten, abhängt, daß die sechs alten europäischen Großmächte keineswegs mehr auf einer Linie stehen, daß vielmehr zwei von ihnen, Oesterreich und Italien, obwohl sie in Europa nicht einen Fußbreit Boden verloren haben, schon jetzt hinter die andern vier zurückgetreten sind. Deutschland in die Reihe dieser Weltmächte einzuführen und diese Stellung immer mehr zu sichern, das ist die Weltpolitik des modernen deutschen Kaisertums. Im letzten Augenblick, nach Jahrhunderten ungeheurer Versäumnisse, die niemals wieder gut gemacht werden können, hat sie eingesetzt mit der welthistorischen Depesche des Fürsten Bismarck vom 24. April 1884 an den deutschen Konsul in Kapstadt: „Sie wollen amtlich erklären, daß Herr Lüderik und seine Erwerbungen unter dem Schutze des Reichs stehn,“ und wir wissen jetzt, daß Deutschland ohne sie nach wenigen Jahrzehnten unter den Mächten ungefähr da gestanden haben würde, wo heute etwa Schweden, die nordische Größe des siebzehnten Jahrhunderts, unter den europäischen Staaten steht.

Zur deutschen Weltpolitik hat klare Erkenntnis und fester Wille geführt, aber keine Willkür, kein hochstrebender persönlicher Ehrgeiz. Aus solchen Motiven ging auch die Erwerbung und die Behauptung des römischen Kaisertums durch die deutschen Könige des Mittelalters keineswegs hervor, und sie war auch keine romantische Grille. Kaiser Otto der Große war ein nüchterner, besonnener Niedersachse, durchaus kein Romantiker. Der entscheidende Schritt des Jahres 961 war vor allem in der damaligen deutschen Verfassung begründet, die auf den Bischöfen und Reichsäbten als den obersten und zuverlässigsten Reichsbeamten beruhte, also ihre Sicherung nur in der Unterwerfung auch des Papsttums unter das Ernennungsrecht des deutschen Königs als des römischen Kaisers finden konnte. Unzertrennbar war damit die Herrschaft über

Italien verbunden. Gewiß lag eine Schwäche der Ottonischen Verfassung darin, daß sie sich auf Gewalten stützte, die nicht nur weltlicher, sondern vor allem geistlicher Art, also Mitglieder der römischen Weltkirche waren, und daß sie sich durch die Form der Krönung selbst zu einer gewissen Abhängigkeit von dem außerdeutschen Haupt dieser Weltkirche bekannte; aber bei der ganz unreifen Staatsgesinnung des deutschen Laienadels war eine andre Verfassung damals überhaupt nicht möglich; sie entsprach außerdem der damals allgemeinen engen Verbindung zwischen Kirche und Staat. Daß über hundert Jahre später Gregor VII. in überspanntem kirchlichem Idealismus dieses alte Verhältnis revolutionieren würde, konnte im zehnten Jahrhundert niemand voraussagen; auch nahm dieser Kampf erst durch den starrköpfigen Partikularismus deutscher Stämme und die Selbstsucht deutscher Fürsten einen gefährlichen Charakter an und hat auch gar nicht mit dem Siege des Papsttums, sondern vielmehr unter Friedrich Barbarossa mit dem Siege des Kaisertums, der Wiederherstellung der Ottonischen Reichsverfassung geendet.

Was unsre mittelalterlichen Kaiser zunächst aus innerpolitischen Motiven unternahmen, das geht bei unsrer modernen Weltpolitik vor allem aus wirtschaftlichen Gründen hervor und trägt einen rein weltlichen Charakter. Deutschland, die Heimat, ist uns zu klein, zu eng geworden; es kann seine wachsende Bevölkerung, die schon jetzt etwa fünfundfünfzig Millionen zählen wird, mit seinem Ackerbau und der frühern sehr bescheidenen Entwicklung seiner Industrie nicht mehr ernähren; es bedarf einer starken Ausfuhr, sicherer Absatzgebiete, massenhafter Rohstoffe, die es selbst nicht erzeugt, fester Stützpunkte draußen zum Schutze dieser Beziehungen; es ist mit Millionen Fäden in die Weltwirtschaft verflochten, mit Milliarden Mark an ihr beteiligt und darum so abhängig von ihr, daß jede Krisis in fernen Weltteilen sofort auf die Heimat zurückwirkt. Mag dieser Übergang vom Kontinentalstaat zum Weltstaat, von der Nationalwirtschaft zur Weltwirtschaft auch manche schwere Nachteile haben, mag er unsre Reibungsflächen vergrößern, unsre Angriffspunkte vermehren, das alles trifft auch bei andern Völkern in ähnlicher Lage zu und vermindert doch auch wieder die Gefahr kriegerischer Zusammenstöße, weil es den Einsatz bei allen Nationen unermesslich steigert. Vor allem aber: es ist uns gar keine Wahl geblieben; unsre Nation würde wirtschaftlich und politisch verkümmern ohne die Weltpolitik; sie ist für uns zum harten Zwang geworden. Von der Verschiedenheit der Gründe und Ziele hängt auch die Verschiedenheit der Mittel ab. Die Mittel der alten Kaiser waren rein militärisch-politischer, überwiegend kriegerischer Natur, denn in diesen Zeiten schwacher Staatsgewalt und noch viel schwächerer Staatsgesinnung konnte kein Herrscher anders gebieten als mit dem Schwerte in der Faust, wie denn auch jede politische Opposition sofort zu den Waffen griff. Was uns modernen Menschen unerträglich wäre, war dem Mittelalter selbstverständlich. Immer wieder führten die Kaiser ihre ritterlichen Aufgebote gegen Slawen, Dänen, Ungarn und Italiener, wie daheim gegen unbotmäßige Fürsten und Vasallen; weitaus die meisten dieser Kriegs-

züge sind nicht Eroberungskriege, sondern Maßregeln zur Aufrechterhaltung oder Wiederherstellung der innern Ordnung. Und alle diese Feldzüge bis nach Süditalien, ja gelegentlich bis in den Orient wurden mit den unvollkommenen, schwerfälligen Mitteln eines geld- und verkehrarmen Zeitalters der Naturalwirtschaft auf schlechten Landwegen geführt, unter Schwierigkeiten, deren Überwindung oft eine erstaunliche Leistungsfähigkeit voraussetzt, wenn man erwägt, was es noch heute bedeuten würde, Tausende schwerer Reiter über die Alpen bis nach Rom und Neapel oder gar die Donau hinunter nach Konstantinopel und Kleinasien zu führen! Auch unsre moderne Weltpolitik beruht auf dem Rückhalt einer festgefügtten, gewaltigen Landmacht, aber ihr wirksamster Arm ist die Flotte, denn ihre Ziele liegen jenseits des Meeres. So überraschend freilich ist die Notwendigkeit einer starken Kriegsslotte zur Beherrschung des Meeres aufgestiegen, daß der jetzt vorhandne Bestand weit hinter dem Bedürfnis zurücksteht, und daß unsre Politik deshalb noch nicht frei genug ist, überall so stark auftreten zu können, wie es unser Interesse und unser gesteigertes Selbstgefühl verlangt. Und doch ist die Thätigkeit unsrer Kriegsmarine gar nicht vorwiegend militärisch, sondern meist vorbeugend und demonstrativ. Aller Orten, wo es notwendig ist, unsre Flagge zu zeigen, mit gepanzerter Faust bereit zu sein, wo deutsche Interessen zu schützen sind und Achtung vor ihnen einzulösen, das ist ihre fortwährende Aufgabe. Sie erwächst aus der mehr wirtschaftlichen als politischen Art unsrer Ausbreitung über die Welt, und diese ist wiederum nur möglich für ein wirtschaftlich vollreifes, mit allen Mitteln einer hoch entwickelten Geld- und Kreditwirtschaft, einer großartigen Technik arbeitendes Volk.

So verschieden nun aber auch Mittel, Gründe und Ziele der modernen und der mittelalterlichen Weltpolitik, so nahe verwandt sind einander beide doch wieder in den Grundzügen. Beide male gab sie unsrer Nation die ihr nach ihrer geographischen Lage und ihren reichen Kräften gebührende Stellung in der Welt. Das Gebiet, das unser Volk in merkwürdigem Hin- und Herschieben in der Mitte des Weltteils eingenommen hat, liegt auf den Verbindungslinien zwischen Ost- und West-, Nord- und Südeuropa, zwischen den beiden nordeuropäischen Binnenmeeren und dem Mittelmeer, die beide die Bahn öffnen nach dem Ozean. So wurde Deutschland unter dem alten Kaisertum und zum großen Teil auch durch das Kaisertum die große Kulturmacht für den barbarischen Osten, die erobernd, bekehrend und kolonisierend in die slawischen Nachbarlande vordrang und sie bis an den finnischen Meerbusen und die Karpaten hin mit ihren kirchlichen und staatlichen Gründungen, mit ihren Städten und Dörfern bedeckte. Aber diese Kulturmacht wurde Deutschland nur, weil es mit dem romanischen Süden, mit dem Kreise der Mittelmeerkultur in den engsten Beziehungen stand, erst vornehmlich durch die Kirche, die durch Bonifatius von Rom ausgegangen war und in Rom ihren Mittelpunkt sah, dann auch durch das Kaisertum, das der ewigen Stadt seinen Titel entnahm. Ohne diese Verbindung hätte die deutsche Kirche niemals ihre im-

ponierende Wirksamkeit entfalten können, ohne sie war die Ottonische Renaissance mit ihrer deutschen Geschichtschreibung und Dichtung in lateinischem Gewande, ohne sie die glänzende Entfaltung der Kunst romanischen Stils seit dem elften Jahrhundert, die uns vor allem in großartigen Kirchen noch heute entgegentritt, unmöglich. Und weil Deutschland durch das Kaisertum in den Kreis der Mittelmeermächte eingetreten war, vermochte es an den Kreuzzügen, diesen mächtigen Vorstößen des christlichen Abendlands gegen das so lange siegreiche mohammedanische Morgenland, einen so hervorragenden Anteil zu nehmen, der die deutsche Ritterschaft bis nach Syrien und Kleinasien führte. In Verbindung damit brachten Heinrich VI. und Friedrich II. die mittelalterliche Weltpolitik auf ihren Höhepunkt, damals, als der Deutsche Ritterorden in Syrien entstand und unter seinem großen Hochmeister Hermann von Salza, dem Vertrauten Friedrichs II., in Syrien neben dem französischen Element auch dem deutschen erobernd und herrschend Bahn brach, während der gewaltige Hohenstaufe in denselben Jahren demselben Orden die Vollmacht zur Eroberung Preußens unter des Reichs schwarzem Adler gab, damals, als Friedrich II. selbst sich die Königskrone von Jerusalem aufs Haupt setzte. Wahrhaftig, eine weltumspannende Politik! Und eine Politik von dauernden Folgen, obwohl das Kaisertum selbst, das sie leitete, bald danach der Selbstsucht der deutschen Fürsten und der Todfeindschaft des Papsttums unterlag. Ohne die ungeheure Erweiterung des Gesichtskreises, die sie herbeiführte, hätte die deutsche Ritterschaft nicht die glänzende Bildung und Litteratur entfaltet, die die erste große Blütezeit unsrer Dichtung hervorbrachte; und ohne die Weltpolitik hätte das deutsche Bürgertum nicht seinen mächtigen Aufschwung genommen. Denn als die Handels Herrschaft im Mittelmeer von Konstantinopel auf Venedig und andre italienische Städte überging, da trat Deutschland, bisher von den großen Welthandelsstraßen kaum berührt, in den Mittelpunkt des Welthandels; sein aufstrebendes Bürgertum bemächtigte sich rasch der großen Straßen von Italien her, und in reißend schneller Entwicklung vorwärtstrebend verwandelte es die Grundlagen der deutschen Kultur. Mit dem Verfall des Kaisertums und seiner Weltpolitik ging auch die Größe der deutschen Ritterschaft samt ihrer feinen Bildung zu Grunde; denn sie hatte jetzt keine großen Aufgaben mehr, sie versank in ein kleinliches, zweckloses Treiben und wurde bald geradezu zum Land-schaden der Nation.

Als seit dem fünfzehnten Jahrhundert die alten Welthandelsstraßen von der Ausbreitung der türkischen Macht verlegt wurden, als die westeuropäischen Länder in die Zentralstellung einrückten, weil der Welthandel ozeanisch wurde, und das zerrissene Deutschland sich unfähig erwies, einen Anteil daran zu gewinnen, da ging seine wirtschaftliche Blüte zugleich mit seiner alten Zentralstellung zu Grunde. Erst im neunzehnten Jahrhundert errang es wieder einen bescheidenen Anteil, aber erst als mit der Eröffnung des Suezkanals, mit der Überschiebung der Alpen und dem Bau der Orientbahnen das Mittelmeer die alte Bedeutung wiedergewann, da rückte auch Deutschland

wieder in seine alte wirtschaftliche Zentralstellung ein, und künftig werden für Nord- und Westeuropa die kürzesten Verbindungslinien nach Ostasien und Indien durch Deutschland führen. Es war eine welthistorische Fügung, daß die Erneuerung unsers Reichs mit dieser entscheidenden Wendung ungefähr zusammentraf. Denn aller Unternehmungsgeist unsrer Kaufleute wäre vergeblich gewesen ohne den starken Schutz des Reichs. Schon haben wir Fuß gefaßt in Afrika, in Australien, in der Südsee, in China, deutsche Eisenbahnen erschließen die verödeten alten Kulturländer von Kleinasien und Mesopotamien, auf denselben Wegen, die einst die Kreuzheere zogen, brausen deutsche Lokomotiven. Ein deutscher Kaiser ist wieder in Jerusalem und Damaskus eingezogen, diesmal als Freund der Mohammedaner und ihres Kalifen, und zum erstenmal ist Deutschland in China ebenbürtig neben die ältern Weltmächte getreten, ein glänzendes Zeugnis zugleich für die Leistungsfähigkeit unsrer Wehrmacht, die es zum erstenmal gewagt hat, ein Panzergeschwader und ein ganzes Armeekorps bis in den fernsten Osten zu senden und sich dort unter den Augen der ganzen Welt ruhmvoll bewährt. Noch stehen wir am Anfange; erst wenn unsre Flotte die ihr gebührende Stärke erhalten hat, wird sich unsre Weltpolitik frei entfalten können.

Hat die Weltpolitik des Kaisertums beidemal der Nation ihre Weltstellung gegeben, so wirkt sie beidemal auf die Nation auch einigend, zusammenschmiedend. Als sich das karolingische Reich auflöste, gab es auf dem Boden des heutigen Deutschlands nur vier oder fünf durch Mundart, Sitte und Recht scharf getrennte Stämme unter erblichen Herzögen. Auch das wegen seiner weisen Mäßigung viel gerühmte Königtum Heinrichs I. war doch nur ein Notbehelf, mehr ein Symbol der Einheit als eine nationale Staatsgewalt. Der damaligen Entwicklungsstufe und Gesinnung des Volks entsprach dieser Zustand unzweifelhaft, aber seine Fortdauer hätte die Entstehung einer deutschen Nation verhindert. Zu einer solchen wuchsen sie erst zusammen durch das Kaisertum, denn dieses zerfchlug in kaum anderthalb Jahrhunderten diese erblichen Herzogtümer, die stärksten Hindernisse der nationalen Einheit, und stellte zugleich den deutschen Stämmen große gemeinsame Ziele, die nur durch gemeinsame Thätigkeit erreicht werden konnten, schärfte ihr Gesamtbewußtsein durch gemeinsame Kämpfe gegenüber den Nachbarvölkern. Daß die Nation, d. h. die damals führenden Stände, Geistlichkeit und Adel, hinter der Kaiserpolitik gestanden hat, ist gar keine Frage; wie wäre sie sonst möglich gewesen! Die Opposition gegen das Kaisertum entsprang nicht aus der Opposition gegen die Kaiserpolitik, sondern aus persönlichen, dynastischen und partikularistischen Gründen. Als die Kaiserpolitik aufhörte, gewannen diese Motive das Übergewicht, und die Nation zerfiel in zahllose kleine Gruppen, die in kleinlichen Händeln um kleinliche Ziele miteinander rangen und das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit fast verloren. Dieser kleinliche Geist hat uns im sechzehnten Jahrhundert die so großartig beginnende Kirchenreformation verdorben, die Nation auch noch konfessionell gespalten und sie im Dreißigjährigen Kriege fast dem

Verderben überliefert. Ein großes nationales Ziel wurde ihr erst wieder gesteckt, als sich das alte, einst so ruhmvolle heilige römische Reich deutscher Nation ruhmlos aufgelöst hatte: erst die Befreiung von der Fremdherrschaft, dann die nationale Einheit. Als beide Ziele erreicht waren, da gab es für uns kein großes, einigendes, begeisterndes Ideal mehr, denn die nunmehr in den Vordergrund tretende innere Politik, namentlich die Sozialreform, regte die innern Gegensätze viel mehr auf, als daß sie sie versöhnt und ausgeglichen hätte, wirkte also mehr spaltend als einigend. Erst die Weltpolitik hat uns ein neues, großes Ziel gesteckt; möge es dazu wirken, die politisch geeinte Nation auch innerlich immer mehr zusammenzuschmieden!

Eine Schwäche unsers Volkstums liegt allerdings darin, daß zu großen politischen Leistungen fast immer ein Anstoß von oben, eine monarchische Leitung nötig gewesen ist. Der Eintritt in die mittelalterliche Weltpolitik ist die persönliche That Ottos I., der Entschluß zur modernen ist die persönliche That Wilhelms II. Nicht immer den Bedürfnissen, wohl aber der allgemeinen Erkenntnis der Bedürfnisse ist die monarchische Leitung gewöhnlich vorausgeeilt. Der Zollverein war das Werk des absoluten preussischen Königtums und ist in weiten Kreisen des Volks aufs Leidenschaftlichste bekämpft worden; die Grundlagen des neuen Deutschen Reichs sind der einen Hälfte von der andern mit Waffengewalt aufgezwungen worden, sie sind durchaus nicht seine Schöpfung; es hat nur am Aufbau und Ausbau geholfen. Kurz, so Großes unser Volk im einzelnen und in jeder Kulturarbeit geleistet hat, im Großen sind wir meist sehr klein gewesen, und das politische Elend, aus dem wir uns so mühsam und so spät erhoben haben, das haben wir lediglich selbst verschuldet. Es ist nicht überall so. Die englische Verfassung und das britische Weltreich sind viel mehr die bewußte Schöpfung des englischen Volks als einzelner großer Männer, und die neue nordamerikanische Weltpolitik fließt aus dem Willen des Volks der Union, dem die Regierung nur folgt. Bei uns ist es fast immer umgekehrt gewesen, denn die Kehrseite unsers tief innerlichen, idealistisch gerichteten und selbständigen Volkscharakters sind Doktrinarismus, Rechthaberei und Sondertümelei; unsre politische Befähigung ist darum zu allen Zeiten sehr gering gewesen, oder genauer genommen, sie hat sich fast immer nur in einzelnen bedeutenden Männern gezeigt. Auf ihnen beruht unsre politische Größe. Das ist unser Stolz, aber auch unsre Schwäche. Denn die Zukunft einer Nation wird viel mehr durch eine gleichmäßige politische Tüchtigkeit als durch einzelne große Männer verbürgt. Das sagt warnend und besorgt der Nachkomme eines der größten Feldherren der Befreiungskriege, Graf York von Wartenburg, der im Dezember vorigen Jahres im fernen China als Vorkämpfer der neuen deutschen Politik seinen Tod gefunden hat.

Es ziemt sich wohl, an diesem festlichen Tage auch solche Stimmen zu hören, denn patriotische Feste fordern nicht nur zur Freude und zum Dank, sondern auch zu innrer Einkehr, zur Selbstprüfung auf. Danken wir heute Gott, daß an der Spitze unsers jungen Reichs ein Kaiser steht, der ist und

sein will, was er heißt; seien wir aber auch dessen jederzeit eingedenk, daß ein Volk nur durch sich selbst groß bleibt. Müßten wir uns darum, jeder an seiner Stelle, zu treuer Mitarbeit an der Zukunft, damit das zwanzigste Jahrhundert, dessen Ende keiner von uns erleben wird, eine Zeit deutscher Größe werde, und diese Größe als eine fest begründete, wohlverdiente erscheine. Das walte Gott!



## Aus der Zeit des werdenden Bismarcks

### 2



Als Bismarck für Frankfurt ernannt wird, erwartet man in den Briefen ein Wort der Freude oder wenigstens der Befriedigung. Nichts davon. Er spricht von einem Joch und bedauert, daß er nun die Hoffnung auf ein glückliches Stillleben mit Frau und Kindern aufgeben müsse. „Mir ist ganz weinerlich — heißt einmal —, wenn ich an dies plötzliche Umwerfen unsrer harmlosen Pläne denke.“ Auf noch viel größere Abneigung scheint aber die Wendung bei der Frau und der Schwiegermutter gestoßen zu sein. Da muß er beschwichtigen, erinnert daran, wie oft sie geklagt haben, daß man von oben her nichts aus ihm machte, versichert, daß er es nicht gesucht habe, und als das nichts hilft, erklärt er fest: es wäre feig, abzulehnen. Das Amt halte er für unfruchtbar und dornenvoll, aber seine Berufung und Kleists gleichzeitige Ernennung zum Oberpräsidenten seien ein öffentliches Pfand dafür, „daß die Regierung wirklich und gänzlich der Revolution abgesagt hat.“ Also wie bei seiner Stellung zur deutschen Frage, sogar bis zur Billigung von Olmütz leitet ihn auch bei der Übernahme des Gesandtenpostens sein konservativ-monarchisches Gefühl. Aber wenn er dieses dem Familienfrieden und dem Familienglück voranstellte, so hatte das einen tiefern Grund. Der kommt in dem Brief vom 3. Mai 1851 zum deutlichsten Vorschein in der schönen Stelle: „Ich wiederhole, ich habe mit keiner Silbe herbeigeführt oder auch nur erwünscht, was geschieht, ich bin Gottes Soldat, und wo er mich hinschickt, da muß ich gehn, und ich glaube, daß er mich schickt und mein Leben zuschnitzt, wie er es braucht.“

Gottes Soldat! Erinnert das nicht an Luther in Worms? Jedenfalls giebt das Wort den besten Schlüssel zu Bismarcks streitbarem und unbeugsamem Charakter, zu der Entschlossenheit und Zähigkeit, aus der seine Erfolge entsprangen. Wir wissen auch aus Bismarcks öffentlichen Reden, wie er in schweren Kämpfen stand hielt, weil er sich als Werkzeug der Vorsehung ansah, wie er aus diesem Grunde seinem alten Kaiser über die ernstesten Verstimmungen hinweg die Treue hielt, und mehr als einmal finden wir in den bekannten